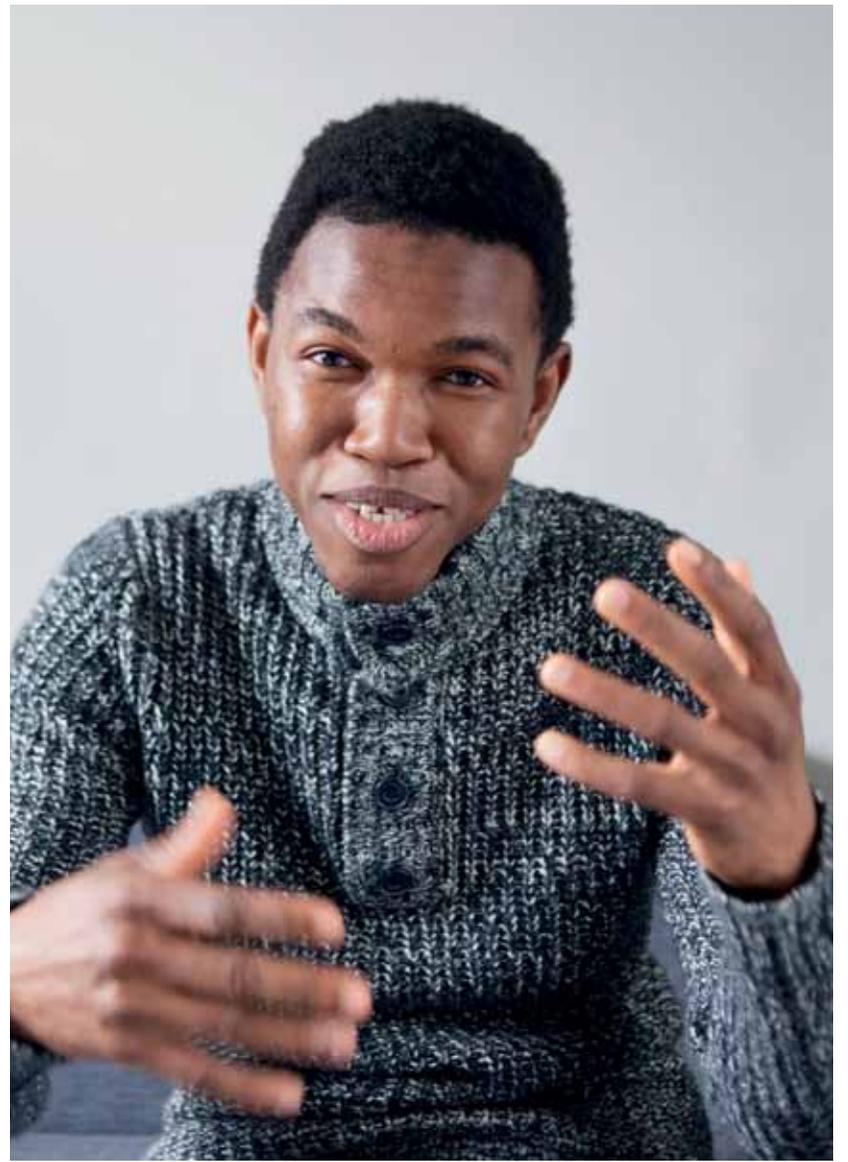


Alles wird gut



**Caritas
&Du**



So toll wäre ich auch gerne.

Ein paar
Tipps zu
**Zivilcourage
& Engagement**
finden sie auf
Seite 38

Liebe Leserin, lieber Leser!

Kommunikation umfasst mehr als miteinander zu reden. Das zeigt sich gerade bei Menschen, die gezwungen sind, in einem fremden Land, weit entfernt von ihrer Heimat zu leben. Natürlich ist das Erlernen der Sprache ein wichtiges Mittel für die Integration. Und natürlich ist es sinnvoll, dass AsylwerberInnen und MigrantInnen so schnell wie möglich die deutsche Sprache erlernen, selbst wenn sie nicht dauerhaft in Österreich bleiben können. Aber eine fremde Sprache zu erlernen, ist nicht alles. Oder anders gesagt: Haben Menschen unseren Respekt, unsere Hilfsbereitschaft erst dann verdient, wenn sie unsere Sprache sprechen?

Die Bilder auf der linken Seite sind schöne Beispiele für Kommunikation. Sehen Sie es auch? Diese verschiedenen Arten zu sprechen, zu denken, zu sein? Diese Vielfalt an Emotionen und Erlebnissen, die sich alleine in der Körpersprache ausdrückt? Ohne die Geschichten zu kennen, ohne direkt mit den Menschen

gesprachen zu haben, kann man nur vermuten, was sich dahinter verbirgt – und doch hat man auf Anhieb einen ersten Eindruck von diesen Menschen; sie sind nicht mehr ganz so fremd und unbekannt, wie jene Flüchtlinge und MigrantInnen, von denen sonst oft nur in Form von Zahlen und Statistiken die Rede ist.

In dieser Broschüre wollen wir nicht von Zahlen reden. In dieser Broschüre wollen wir die Menschen, um die es hier geht, greifbar, spürbar, nachvollziehbar machen. Wir wollen Sie, liebe Leserin, lieber Leser, so nah wie möglich an die Menschen heranführen. Aus diesem Grund haben Autor Kurt Riha und Fotograf Reiner Riedler gemeinsam mit allen hier porträtierten Flüchtlingen und MigrantInnen einen Satz gefunden, den sie selbst formuliert haben und der ihr Leben in Österreich beschreibt.

Dieser Satz zeigt, ebenso wie die Fotos und die Porträts selbst, wie vielfältig, wie lebendig und wie breit gestreut das Spektrum ist. Es gibt traurige Schicksale auf diesen Seiten, große Verluste und ein jahrelanges

Abmühen. Geschichten, bei denen man sich denkt: Bin ich froh, dass ich dieses Schicksal nicht habe! Und es gibt andere Geschichten, die gut ausgegangen sind, die beeindruckend und erfreuen. Etwa die Geschichte von Serji, bei dem man sich nur denken kann: Hut ab! So toll wäre ich auch gerne.

Das Wichtigste aber ist: Hinter jeder dieser Geschichten steckt ein Mensch. Und jeder dieser Menschen beantwortet eine Frage, die so gar nicht gestellt wurde. Wir formulieren sie trotzdem: Warum hilft die Caritas Flüchtlingen und MigrantInnen? In dieser Broschüre finden Sie die Antwort.



Michael Landau
Caritas Präsident

Du hast die Wahl.

Jaafar Bambouk stammt aus Syrien und ist 16 Jahre alt. Aber wenn er spricht, hört man eher einen erwachsenen Mann, der sich der Verantwortung auf seinen Schultern sehr bewusst ist – und der alles richtig machen will. Das liegt vielleicht daran, dass er mit seinen jungen Jahren schon große Entscheidungen treffen musste.

Nach Österreich kam er im Rahmen des Kurses „Acting for Peace“ des United World College. Einmal im Jahr werden Studenten aus verschiedenen Ländern in ein bestimmtes Land eingeladen, um dort für zwei Wochen diesen Kurs zu besuchen. Da er diesen Platz sehr kurzfristig bekam, war es ein Glück, dass er überhaupt ein Visum erhielt. Doch als er das Visum hatte, fasste er den Entschluss, diese Chance zu nutzen und in Österreich zu bleiben.

Jaafar erzählt davon, wie ihn seine Mutter, seine Bruder und seine Tante am Flughafen in Beirut verabschiedeten, während sein Vater in Syrien bleiben musste. Es war

eine Entscheidung, die schweren Herzens von der ganzen Familie mitgetragen wurde. Denn was für eine Zukunft hat ein junger Mann heute noch in Syrien?

Das Ausbildungsprogramm fand in Imst in Tirol statt, wo er bei einer Gastfamilie unterkam. Die Landschaft dort hat ihn sehr fasziniert. „Diese kleinen Häuser zwischen den mächtigen Bergen“, schwärmt er. Nach ein paar Tagen setzte er seinen Entschluss in die Tat um und fuhr nach Wien, um hier Asyl zu beantragen. So kam er, mit bloß ein paar Telefonnummern für den Notfall in der Hosentasche, nach Traiskirchen, wo er einen Monat lang blieb und schließlich einen Platz in der Caritas-Wohngemeinschaft für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge erhielt.

Obwohl er erst vor fünf Monaten hier angekommen ist, besucht er bereits ein Gymnasium. „Dort höre ich fünf Stunden pro Tag Deutsch, also lerne ich sehr schnell“, tut er seine Leistung ab, als wäre es das Natürlichste der Welt, sich binnen

weniger Monate in einem fremden Land einzuleben. „Man muss alles tun, um sich zu integrieren“, sagt er, „auch wenn es bedeutet, dass man hart an sich arbeiten muss.“ Dafür erhalte man auch sehr viel, meint er, denn: „Sprache erzählt so viel über bestimmte Gemeinschaften, das sind tolle Erfahrungen.“

Es klingt, als wäre das alles ein Spaziergang. Man vergisst beinahe, dass der junge Mann aus einem Land kommt, das seit drei Jahren von einem grausamen Bürgerkrieg aufgefressen wird, der weit über drei Millionen Menschen bereits aus dem Land vertrieben hat. Bis zu einem gewissen Grad scheint es auch Jaafar Bambouk verdrängt zu haben. „Du hast immer die Wahl“, sagt er. War seine Entscheidung, Syrien zu verlassen, wirklich eine Wahl? „Doch! Es hätte zwar mit einiger Wahrscheinlichkeit meinen Tod bedeutet, aber es war eine Wahl. Entweder der Tod oder hier alleine, getrennt von meiner Familie zu leben.“

Was für eine Zukunft hat ein junger Mann heute noch in Syrien?

War seine Entscheidung, Syrien zu verlassen, wirklich eine Wahl? „Doch! Es hätte zwar mit einiger Wahrscheinlichkeit meinen Tod bedeutet, aber es war eine Wahl.“



Jaafar Bambouk lebt in der Denisgasse, einer Caritas Wohngemeinschaft für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge.



Chiguy Mboyo Matundu wurde vom Caritas Bildungszentrum CarBiz auf ihrem Weg zur Integration unterstützt.

Es gab einmal eine Kundin, die etwas verwirrt war und pfauchte: „Du bist so schwarz! Warum bist du nicht gewaschen?“ Darauf Frau Matundu: „Aber ich bin so!“

Ich bin wie ich bin.

Hier ist alles im grünen Bereich. Die Kongolesin Mboyo Matundu – oder „Schigi“, wie sie von ihren Freunden genannt wird – hat vor vier Jahren Asyl in Österreich erhalten. Seither arbeitet sie als Pflegehelferin. Sie betreut Damen, die im hohen Alter zu Hause leben und dabei Hilfe im Haushalt benötigen. Das ist mitunter ein besonderes Zusammentreffen – die älteren Damen und die dunkelhäutige Pflegehelferin. „Meistens“, so erzählt sie, „ist das kein Problem.“ Eine ihrer Kundinnen schwärmte etwa: „Du bist so schön, du hast so eine schöne Figur!“ Allerdings gab es auch eine Kundin, die etwas verwirrt war und pfauchte: „Du bist so schwarz! Warum bist du nicht gewaschen?“ Darauf Frau Matundu: „Aber ich bin so!“ Worauf sich die Dame entschuldigte.

Im Grunde wurde Mboyo Matundu vom ersten Tag an mit offenen Armen in Österreich empfangen. Sogar in Traiskirchen, wo sie im August 2007 ihren Asylantrag stellte, wurde sie willkommen geheißen. Wenn es ihr heute, selten aber doch, auf der Straße passiert, dass sie als „Negerin“ beschimpft wird, sagt sie sich: „Ich bin wie ich bin.“ Sie sieht keinen Grund, sich einschüchtern zu lassen oder sich als „weniger wert“ zu empfinden. Dass die Pflege älterer Menschen ohne ausländische Arbeitskräfte praktisch zusammenbrechen würde, ist kein Geheimnis. Ihre Arbeitskolleginnen, mit denen sie sich sehr gut versteht, stammen aus aller Welt.

Und wie manche ihrer Kolleginnen ist auch „Schigi“ im Grunde überqualifiziert für ihre Arbeit. Neben ihren Muttersprachen Lingala und

Suaheli spricht sie Französisch und Englisch – und natürlich Deutsch. Wobei in Wien manchmal eher Wienerisch als Deutsch gesprochen wird, und es ihr mitunter noch schwer fällt, alles zu verstehen. So kam es auch zu Missverständnissen – die manchmal auch recht komisch waren. Als sie früher beim Einkaufen oder bei Bekannten Leute gefragt hat, wie es ihnen gehe, kam öfters die Antwort: „Ged scho!“ („Geht schon!“) „Früher habe ich immer Ketchup verstanden“, erzählt sie lachend.

Was ihr lange Zeit zu schaffen gemacht hat, war die Einsamkeit. „Anfangs habe ich viel geweint“, erzählt sie. Wenn sie sich einsam oder traurig fühlte, telefonierte sie mit ihrer Mutter oder ihren Schwestern, die noch im Kongo leben. „27 Minuten kosten 5 Euro“,

rechnet sie vor. Heute kann sie es sich auch leisten, „shoppen“ zu gehen. Schuhe sind ihre große Leidenschaft, wie sie gesteht. Und obwohl sie ihre Familie immer noch vermisst, hat sie heute kaum noch Grund traurig zu sein. Sie hat einen vierjährigen Sohn, den sie über alles liebt, und der davon träumt, ein guter Fußballspieler zu werden. Dafür ist es vielleicht noch ein wenig zu früh, aber dass Mboyo Matundu in Österreich ihr Glück gefunden hat, das ist auf jeden Fall schon sicher.

Lernen und genießen.

In ihrer Heimatstadt Isfahan war Noushin Taleh als medizinische Laborfachkraft tätig. Ein Beruf, der ihr sehr entsprochen hat und dem eine fünfjährige akademische Ausbildung in medizinischen Laborwissenschaften vorausgegangen war. 2005 musste sie ihre Heimat verlassen. Über die Gründe spricht sie nicht gerne, da sie viele „unangenehme Erinnerungen“ mit dieser Zeit verbindet. Sie erzählt von ihrem Bruder, der Filmregisseur ist und mehrere Kurzfilme gedreht hat. Wie man von bekannten Beispielen weiß, etwa den Regisseuren Abbas Kiarostami oder Jafar Panahi, kann das bereits genügen, um im Iran in ernste Schwierigkeiten zu geraten. Noushin Taleh kam jedenfalls nach Österreich, wo sie in Traiskirchen um Asyl ansuchte.

Die erste Zeit in einer fremden Kultur erlebte sie als schwierig, obwohl ihr Bruder in Österreich lebte und ihr viel geholfen hat. Nach acht Monaten wurde ihr „subsidiärer Schutz“ zugesprochen, d.h. die Behörden kamen zu dem Schluss, dass sie nicht in ihre Heimat zurückkehren kann. Sofort nach dem Deutschkurs bemühte sie sich um die Nostrifizierung ihrer Ausbildung. Das stellte sich als schwierig heraus, da sich die iranischen zum Teil erheblich von den österreichischen Studieninhalten unterscheiden.

Noushin Taleh musste dreimal in ihrem Leben den Führerschein machen – einmal als junge Frau im Iran, dann an der Universität in Isfahan und schließlich in Österreich.

Dann kam es zu einer weiteren Unterbrechung ihrer Nostrifizierungsbemühungen, allerdings zu einer erfreulichen. Sie lernte einen Freund ihres Bruders kennen – und traf die Liebe ihres Lebens. Auf die Heirat im Jahr 2007 folgte die Geburt ihrer Tochter. Obwohl die Schwangerschaft sehr beschwerlich war, bemühte sie sich erneut um eine Nostrifizierung. Sie hatte herausgefunden, dass ein Fachhochschulstudium sie eher ans Ziel führen würde, wofür sie allerdings regelmäßig nach Klagenfurt fahren musste. Aus vielen Gründen scheiterte dieser Versuch – die lange Fahrzeit, die damit verbundenen Kosten und natürlich musste sie sich auch um ihre Tochter kümmern. „Damals fühlte ich mich durch meine Tochter sehr

eingeschränkt, weil ich unbedingt meinen Beruf ausüben wollte. Heute weiß ich, dass ich die Zeit mit ihr vermissen würde“, erzählt sie.

Dann begann sie in Wiener Neustadt als Dolmetscherin für die Caritas zu arbeiten und lernte das Zentrum für Frauengesundheit kennen. Sie absolvierte eine Kurzausbildung zur interkulturellen Gesundheitstrainerin und begann, einmal im Monat einen Gesundheitskreis für Frauen in einer Flüchtlingspension zu betreuen. „Als Kind wollte ich eigentlich Lehrerin werden“, verrät sie den Grund, warum sie diese Tätigkeit so motivierte.

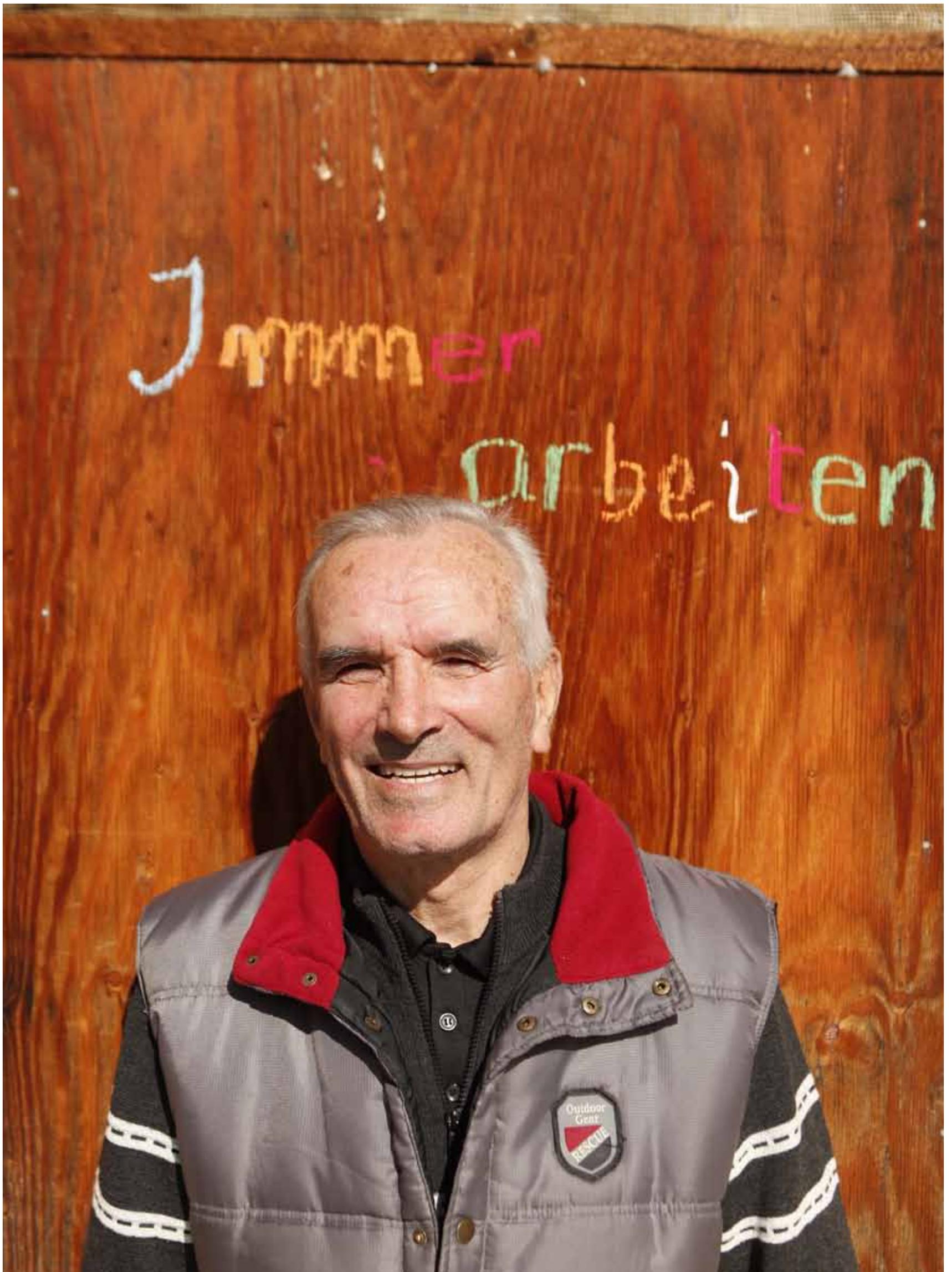
Noushin Taleh fasste neuen Mut und startete ihren Bildungsweg 2013 erneut – mit einem Diplomstudium als Laborassistentin in Wiener Neustadt. Nur noch ein Praktikum im Sommer und die Abschlussprüfung trennen sie nun von ihrem Ziel. Dass ihr das als Mutter einer siebenjährigen Tochter und in einer neu erlernten Sprache gelungen ist, zeugt von

„Damals fühlte ich mich durch meine Tochter sehr eingeschränkt, weil ich unbedingt meinen Beruf ausüben wollte. Heute weiß ich, dass ich die Zeit mir ihr vermissen würde“

einer beeindruckenden Beharrlichkeit. Lachend erzählt sie, dass sie dreimal in ihrem Leben den Führerschein machen musste: einmal als junge Frau im Iran, dann an der Universität in Isfahan und schließlich hier in Österreich. Dadurch hat sie sich nicht entmutigen lassen. Mit ihrem Lebensmotto tröstet sie auch die Frauen in den Flüchtlingspensionen. Dank ihrer Familie hat sie gelernt, dass es darum geht, das Leben zu genießen, selbst unter schwierigen Bedingungen. Ihr Lebensmotto lautet daher: „Lernen und genießen!“



Noushin Taleh arbeitet als Dolmetscherin und Lehrerin für das Caritas Zentrum für Frauengesundheit in Wiener Neustadt.



Uzeir Aganovic wohnte viele Jahre im Caritas Flüchtlingshaus Sarah im burgenländischen Neudörf.

„Heute leben wie vor dem Krieg Bosnier und Serben, Muslime und Christen nebeneinander. Man fragt sich, warum überhaupt gekämpft wurde?“

Uzeir ist so „vredan“, dass er überall auf der Welt „einer von uns“ wäre. 11

Immer arbeiten!

Als Uzeir Aganovic während des Bosnienkriegs nach Österreich floh, war er bereits 54 Jahre alt – ein langes Stück Leben. In jüngeren Jahren war er Sportlehrer für Handball, Fußball, Tischtennis und schließlich auch Bowling. Bewegung war ihm immer wichtig gewesen. Und ein Teil dieses Bewegungsdrangs hat sich auch auf seine Familie übertragen. Seine Tochter war selbst erfolgreiche Tischtennisspielerin und heiratete einen Spieler des dänischen Nationalteams. Heute lebt sie in Dänemark und arbeitet in einem Kindergarten. Seine Ehefrau blieb in Zagreb, weil sie dort eine gute Arbeit gefunden hatte.

Uzeir Aganovic selbst wurde während des Kriegs gefangen genommen und kam erst bei einem Austausch von Gefangenen frei. Die Lage war so unübersichtlich und gefährlich, dass er sich zur Flucht nach Österreich entschloss. Seine

Schwester verließ ebenfalls das Land und lebt heute in Schweden. Seine zweite Tochter wiederum lebt in Sarajewo. Diese familiäre Zerrissenheit ist nicht unüblich für die Verhältnisse nach dem Krieg. Angesprochen auf die heutige Lage in Bosnien meint Uzeir: „Heute leben wie vor dem Krieg Bosnier und Serben, Muslime und Christen nebeneinander. Man fragt sich, warum überhaupt gekämpft wurde? Die Antwort darauf weiß nur die Politik.“

Eigentlich wollte er damals nach Deutschland, doch in Salzburg wurde er an der Grenze angehalten und nach Wien geschickt, wo er zunächst nicht wusste, an wen er sich wenden sollte. Er fragte die erstbesten Leute, die er traf, und erhielt als Antwort: „Frag‘ die Straßenkehrer, das sind unsere Landsleute.“ Im Zuge des Hilfsprogramms für bosnische Flüchtlinge schickte man ihn in eine Pension

am Semmering und einige Monate später kam er ins Caritas Flüchtlingshaus in Neudörfel, wo ihm der damalige Leiter des Hauses, Ante Glamuzina, weiterhalf.

Mehrere Jahre arbeitete er für eine Motorenfabrik in Neudörfel, dann war er zu alt dafür. Heute ist der sympathische Bosnier 74 Jahre alt, doch als Pension erhält er insgesamt nur 284 Euro (132 Euro stammen aus Österreich). Davon kann kein Mensch leben. Also arbeitet er weiterhin auf geringfügiger Basis. Etwa in einem Caritas Wohnhaus für Menschen mit Behinderung in Wiener Neustadt und als Saisonier bei der Gemeinde Neudörfel, wo er als Gärtner arbeitet. Aber das würde er auch tun, wenn er es nicht aus finanziellen Gründen tun müsste. „Ich habe immer etwas getan, immer gearbeitet. Nur Arbeit macht mich zufrieden“, erzählt er.

Von seinen Kollegen wurde Uzeir oft schon als „vredan“ bezeichnet, was in der serbisch-kroatischen Sprache eine mehrfache Bedeutung hat. Es heißt sowohl fleißig wie auch ehrlich und würdig. Ein Wort, das in jeder Hinsicht auf ihn zutrifft. Obwohl Uzeir Aganovic nach 20 Jahren in Österreich immer noch seine Mühe mit der deutschen Sprache hat – man würde nie auf die Idee kommen, ihn als „nicht integriert“ zu sehen. Ganz im Gegenteil. Uzeir ist so „vredan“, dass er überall auf der Welt „einer von uns“ wäre.

Alles ist in unserer Hand.

Die 24-jährige Gajane Manukyan stammt aus Erewhon, der Hauptstadt Armeniens. In ihrer Heimat hat sie Kulturwissenschaften studiert. Vor drei Jahren kam sie mit ihrer 54-jährigen Mutter nach Österreich. Der Grund war pure Verzweiflung. Beide Nieren der Mutter hatten versagt, eine Nierentransplantation war aussichtslos und die Option „lebenslange Dialyse“ hätte angesichts der mangelhaften Hygiene in armenischen Krankenhäusern ihre Lebenserwartung drastisch reduziert. Gajane war bereit, ihre eigene Niere zu spenden, doch die Mutter lehnte das entschieden ab. Auf Kosten einer ihrer Töchter wollte sie auf keinen Fall weiterleben.

Nach dem Asylantrag wurden Mutter und Tochter in einer Grundversorgungspension untergebracht. „Die Pension war mitten im Wald, am Fuß der Berge. Das nächste Geschäft war 10 Kilometer entfernt. Für ein paar Tage ist das wunderschön, aber mit der Dauer wird man dort verrückt“, erzählt sie. Ein noch größeres Problem war, dass die Mutter medizinische Versorgung benötigte, aber das nächste Krankenhaus befand sich in Villach. Dort erwarteten sie weitere Schicksalsschläge. Die Mutter wurde untersucht und auf

„Die Pension war mitten im Wald, am Fuß der Berge. Für ein paar Tage ist das wunderschön, aber mit der Dauer wird man dort verrückt.“

die Warteliste für eine Nierentransplantation gesetzt, doch die Ärzte stellten fest, dass aufgrund ihrer schwachen Venen eine Transplantation zu risikoreich sei. „Man sagte uns, dass wir ein Jahr warten müssen, dann gäbe es eine neue Untersuchung“, erzählt Gajane. Doch der Zustand der Mutter verbesserte sich nicht. Nach drei Jahren steht sie immer noch unten auf der Warteliste und das Risiko einer Transplantation ist weiterhin hoch. Immerhin haben Gajane und ihre Mutter mittlerweile eine vorläufige Aufenthaltsberechtigung und die Mutter wohnt in Villach. Allerdings ist in der Zwischenzeit ein anderes „Problem“ aufgetaucht.

Bereits in der abgelegenen Pension in den Kärntner Bergen lernte Gajane einen jungen Moslem aus Tadschikistan kennen – und lieben.

Doch viele Armenier hegen keine Sympathien für Muslime, was nicht zuletzt mit dem Völkermord zu tun hat, den die Türken während des Ersten Weltkriegs an den Armeniern verübten. Gajanes Mutter war entsetzt. Und ebenso Gajanes Schwester, die mittlerweile nachgekommen war, um der kranken Mutter beizustehen.

Damit nicht genug: Auch Farudins Familie war gegen eine Verbindung mit einer Christin. „Er nimmt seine Religion ernster als ich meine“, erzählt Gajane über ihren Mann, der in Tadschikistan Wirtschaft studiert hat. Die Proteste beider Familien gingen so weit, dass das Liebespaar beschloss, Schluss zu machen. Farudin zog nach Wien, um dort an der Wirtschaftsuniversität zu studieren. „Ich habe viel geweint in der Zeit, ihn schrecklich vermisst, aber ich war sicher, dass es die bessere Entscheidung war.“ Doch dann besuchte sie eines Tages eine Freundin in Wien und traf ihn bei dieser Gelegenheit zufällig wieder. So bahnte sich eine Liebe gegen alle Konventionen erneut ihren Weg.

Was ein wenig nach „Romeo und Julia“ klingt, ist in Wahrheit viel Beziehungsarbeit. Seitdem Gajane nach Wien zu ihrem Mann gezogen

Gajane verliebte sich in einen jungen Moslem aus Tadschikistan. Die Mutter war entsetzt. Muslime waren es schließlich, die das Volk der Armenier einst beinahe ausgelöscht hatten.

ist, telefoniert sie fast täglich mit ihrer Mutter und einmal pro Woche fährt sie nach Villach, um sie zu besuchen. Dank dieser Gespräche konnte sich die Mutter allmählich mit diesem zweiten großen Schicksalsschlag in ihrem Leben abfinden. Farudin hat mittlerweile sein WU-Studium abgebrochen, weil es für ihn als Ehemann wichtiger ist, einen Job zu haben. Ihr Leben ist also nicht unbedingt leichter geworden, und Gajane hat immer noch Zweifel, ob diese Entscheidung wirklich richtig war. Aber schließlich sagt sie zuversichtlich: „Alles ist jetzt in unserer Hand.“



Gajane Manukyan lebt mit ihrem Ehemann im Flüchtlingshaus Daria in der Braunspergengasse.



Mohammad Shoeib Ahmadzei besucht einen Deutschkurs von Caritas Asyl und Integration NÖ in Wiener Neustadt.

Ich will helfen.

„Diese Bombenattentate, die auch Frauen und Kinder das Leben kosten, das hat nichts mit dem Islam zu tun.“

„Viele Leute wissen gar nicht, was die Scharia ist“, sagt Mohammad Shoeib Ahmadzei freundlich, aber mit Nachdruck. Es ging gerade um die Frage, ob Religion und Rechtsprechung in Afghanistan getrennt sind, und kaum jemand könnte diese Frage besser beantworten als der 36-Jährige, der drei Jahre lang in Kabul als Richter tätig war. Davor hat er acht Jahre lang islamisches Recht studiert, sechs Jahre davon in Libyen. Vermutlich gibt es in Österreich nur wenige Menschen, die sich besser mit Scharia und Fiqh auskennen.

Herr Ahmadzei nimmt den Alkohol als Beispiel, der im Islam als „haram“ gilt, als „unislamisch“. Das sei sinnvoll, weil der Alkohol schädlich ist. Viele Ehen gehen deswegen zu Bruch, von Autounfällen gar nicht zu reden. Das ist sicher richtig, aber Alkohol am Steuer ist in Österreich genauso verboten, ohne dass es gleich als „unchristlich“ gilt, wenn man ein Glas Alkohol trinkt.

Darüber kann man sicher lange diskutieren. Wichtig ist zu verstehen, dass ein Mensch, der aus einem Kulturkreis kommt, deren gesetzliche Grundpfeiler er nicht nur viele Jahre studiert, sondern auch repräsentiert hat – Mohammad Shoeib Ahmadzei war stellvertretender Parlamentssekretär in Afghanistan –, dass ein derart geerdeter Mensch unser Land natürlich mit anderen Augen sieht. Dass es in Österreich kaum Großfamilien gibt und viele ältere Menschen alleine leben, findet er beispielsweise nicht gut. Auch die hohe Scheidungsrate bereitet ihm Unbehagen. Umgekehrt ist Österreich ein Land, in dem Recht und Gesetz respektiert werden. Und es ist ein Land, das aufrichtig zu AusländerInnen ist. Darum sollten diese auch aufrichtig zu Österreich sein, wie er sagt.

Man hört in vielen seiner Aussagen einen Hauch richterliche Strenge mitschwingen. Dabei wirkt er nicht streng, im Gegenteil, er ist ein freundlicher, zuvorkommender Gesprächspartner. Er erzählt, dass er lieber in Afghanistan bei seiner Frau geblieben wäre, die im Übrigen auch Richterin ist, aber es war nicht möglich. Der Terror durch die Taliban wurde unerträglich – und für ihn lebensbedrohlich. „Diese Bombenattentate, die auch Frauen und Kinder das Leben kosten, das hat nichts mit dem Islam zu tun“, sagt er.

Seit nunmehr drei Jahren ist er in Österreich. Sein erster Aufenthalt war in einer kleinen Pension in Niederösterreich, wo er unerfreuliche Erfahrungen mit dem Pensionswirt gemacht hat. Diese erste Zeit hat seinen Einstieg in Österreich erschwert, aber bald lernte er andere Menschen kennen. Es ist ihm wichtig festzuhalten, dass ihm der österreichische Staat und die Hilfsorganisationen sehr gehol-

Mohammad Shoeib Ahmadzei möchte eine Ausbildung als Heimhelfer absolvieren. Um für alte Menschen in Österreich dazu sein.

fen haben. Dafür möchte er sich revanchieren. Er will helfen. Er hat etwa überlegt, eine Ausbildung als Heimhelfer zu absolvieren, um für alte Menschen in Österreich da zu sein. Das klingt toll, ist aber für einen Mann mit seinen Qualifikationen vielleicht ein bisschen zu tief gegriffen. Andererseits: um seinen richterlichen Beruf in Österreich ausüben zu können, genügt keine Nostrifizierung, er müsste vermutlich noch einmal komplett neu studieren. Das traut er sich nicht mehr zu, wie er sagt.

Da er vor sechs Monaten Asyl erhalten hat, stehen ihm zum Glück nun viele Türen offen. Am meisten würde er sich freuen, wenn es gelänge, seiner Frau die Ausreise zu ermöglichen. Dann könnte er gemeinsam mit ihr ein neues Leben anfangen. Das wünschen wir ihm auch.

Safe since long time.

Selbsternannte ISIS-Krieger riefen Marina hinterher, dass sie keine Rechte habe, dass man mit ihr machen dürfe, was man wolle.

„Einmal hat sich mein Vater mit Freunden in seinem Geschäft getroffen, als eine selbstgebastelte Bombe hineingeworfen wurde.“

Familie Postajian stammt aus Aleppo. Kevork, der Vater, hatte ein Geschäft, die Familie war wohlhabend. Voller Stolz erzählt Hagop, der 15-jährige Sohn, von der schönen Wohnung, die man besaß, vom friedlichen Leben im Syrien vor dem Krieg. Doch dann geriet die Familie zwischen die Fronten. Ihre Straße verlief parallel zum Regierungsviertel in Aleppo. Woche für Woche kamen neue Angriffswellen. Atemlos erzählt Hagop von den vielen Eindrücken, die sich tief eingebrannt haben und noch lange nicht verarbeitet sind. Von den Angriffen, die stets nach dem Morgengebet kamen, von den Leichen der Soldaten auf den Straßen, von den Scharfschützen, die auf den Dächern lauerten, von den Bombenexplosionen.

„Einmal hat sich mein Vater mit Freunden in seinem Geschäft getroffen, als eine selbstgebastelte Bombe hineingeworfen wurde. Zum Glück funktionierte der Zündmechanismus nicht, mein Vater und seine Freunde konnten rechtzeitig vor der Explosion fliehen.“ Auch seine 22-jährige Schwester Marina erzählt von fürchterlichen Erlebnissen. Mehrmals wurde sie von selbsternannten ISIS-Kriegern belästigt. Sie erklärten, dass sie den islamischen Glaubensregeln nicht entspräche und darum keine Rechte habe. Man dürfe mit ihr machen, was man wolle.

Oft wurde ihr das nachgerufen und einmal musste sie sogar um ihr Leben laufen. In letzter Sekunde konnte sie sich in einen Hausflur retten.

Trotzdem blieb Familie Postajian weiterhin in Aleppo und hoffte auf ein Ende der Kämpfe. Da Hagop seit frühester Kindheit gesundheitliche Probleme hat, die eine regelmäßige medizinische Behandlung erforderlich machen, entschloss sich Familie Postajian schließlich doch dazu, alles aufzugeben. Anfangs schien das eine glückliche Entscheidung gewesen zu sein, denn für die große Wohnung in Aleppo fand sich trotz der Kriegswirren ein Käufer, der einen akzeptablen Preis bezahlte.

Die Flucht führte die Familie über den Libanon nach Armenien und Teheran, wo die Familie, in der Hoffnung auf diese Weise schneller nach Europa zu kommen, ihr Vertrauen in einen Schlepper setzte. Doch der Mann hielt sie mit leeren

Versprechen, falschen Informationen und gefälschten Visa-Dokumenten hin, sodass sie gezwungen waren, sich einen anderen Weg in die Freiheit und Sicherheit zu suchen. Als die Familie schließlich in Österreich von Grenzbeamten aufgehalten wurde, war sie zwar glücklich, dem Wahnsinn entkommen zu sein, doch von ihrer einst wohlhabenden Existenz war nichts mehr geblieben.

Seit wenigen Monaten ist Familie Postajian nun hier und Hagop geht bereits ins Gymnasium. Sein Tatendrang ist beachtlich. „In sechs Monaten will ich wie ein Österreicher sprechen“, sagt er voller Ehrgeiz. Hagop und seine Familie ist bereit, ihre Chancen in Österreich voll und ganz zu nützen. „Es ist das erste Mal seit Langem, dass wir uns wie Menschen fühlen“, sagt er. „Safe since long time“ drückt diese Freude aus, aber auch die Hoffnung, dass sich ihr Schicksal in Österreich zum Besseren wenden wird.



Familie Postajian lebt in einer Grundversorgungspension und wird von Caritas Asyl und Integration Niederösterreich betreut.



*Amalia, Tamara und Emily Wolf lebten bis vor kurzen
im Caritas Flüchtlingshaus St. Gabriel.*

Alles wird gut.

„Als wir in Traiskirchen angekommen sind, haben wir geweint, weil es dort so hässlich war.“

„Als wir in Traiskirchen angekommen sind, haben wir geweint, weil es dort so hässlich war“, erzählt die 16-jährige Amalia. Eine Erfahrung, die wohl viele Flüchtlinge gemacht haben, doch die Geschichte von Amalia, ihrer drei Jahre älteren, gehörlosen Schwester Emily und ihrer 38-jährigen Mutter Tamara ist eine besondere Geschichte. Es ist die Geschichte einer indirekten Heimkehr.

In der ehemaligen Sowjetunion wurden 100.000 Angehörige verschiedenster Volksgruppen quer über den Kontinent zwangsübersiedelt. Darunter auch die Großmutter von Tamara Wolf, die, wie der Name verrät, deutscher Abstammung war. Als Tamara ein kleines Kind war, lebten ihre Eltern in Tschetschenien, dann zog die Familie weiter in den sibirischen Osten. Dort wuchs Tamara auf, fand Arbeit, einen Ehemann und wurde Mutter zweier Kinder. Gerne erzählt sie nicht von dieser Zeit, vor allem nicht vom Vater ihrer Töchter. „Nein, er hat nicht geholfen, die Kinder zu ernähren“, sagt sie nur.

Es war kein leichtes Leben. „Wenn man keinen anderen Ausweg hat, dann geht es“, erzählt Tamara Wolf, die eigentlich als medizinische Masseurin ausgebildet war, aber meist nur in der Erdölproduktion Arbeit fand.

Die wirtschaftliche und politische Lage wurde immer trister. Korruption stand an der Tagesordnung, an eine bessere Zukunft für die Kinder war nicht zu denken, im Gegenteil: Nachdem Emily schon kurz nach der Geburt durch ein veraltetes Antibiotikum beinahe das Gehör verloren hätte, drohte sie nun aufgrund fehlender Behandlungsmöglichkeiten ganz taub zu werden. In dieser Lage fasste die Mutter eine schwerwiegende Entscheidung und beschloss Sibirien zu verlassen, um zu ihren in Tschetschenien lebenden Schwestern zu fahren. Nach kurzer Zeit stellte sich heraus, dass sie vom Regen in die Traufe geraten waren. Aus purer

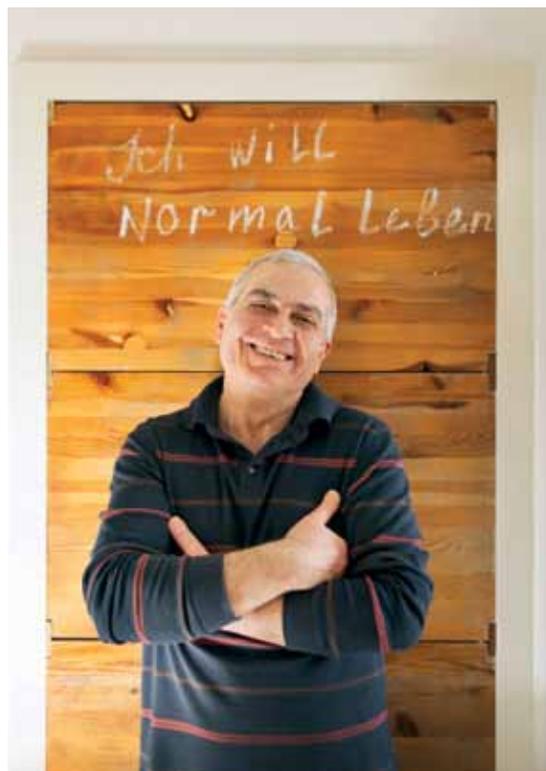
Verzweiflung – und weil sie ohnehin schon alle Zelte hinter sich abgebrochen hatten – beschlossen sie nur wenige Monate später, nach Europa zu fahren.

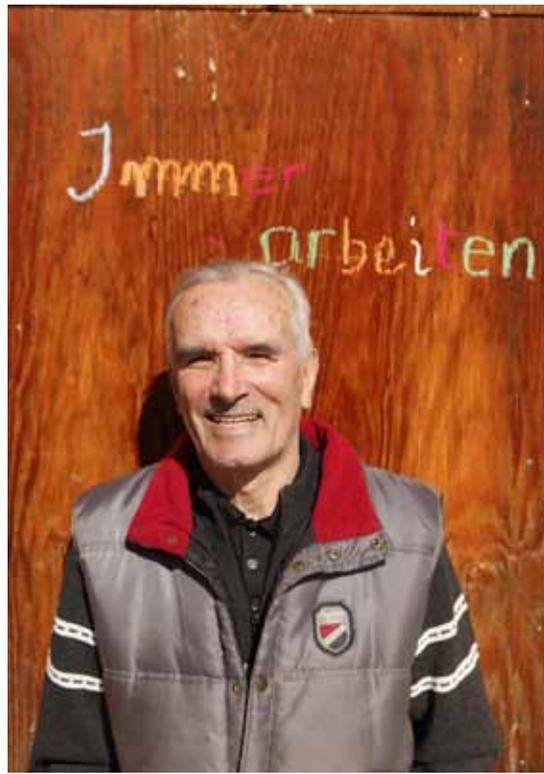
So kamen sie ins „hässliche“ Traiskirchen. „Ich wusste nicht einmal, dass in Österreich Deutsch gesprochen wird“, erzählt Amalia. Und Tamara fügt hinzu: „Wir haben kein Wort verstanden, wir fühlten uns so fremd.“ Der nächste Schock kam im Flüchtlingshaus St. Gabriel der Caritas. Dieses Mal nicht, weil das Quartier so hässlich war, sondern weil sie herausfanden, dass es Menschen gibt, die schon seit Jahren auf ihren Asylbescheid warten. Die Vorstellung, am Ende einen negativen Bescheid zu erhalten und wieder zurück nach Sibirien oder gar Tschetschenien zu müssen, war fürchterlich. „Aber ich habe mir immer gesagt: Alles wird gut,“ so Tamara. Sie sollte Recht behalten.

Vor einigen Wochen kam der positive Asylbescheid ins Haus und machte aus einer verzwei-

Im Flüchtlingshaus fanden sie heraus, dass manche Menschen jahrelang auf ihren Asylbescheid warten. Sie waren schockiert.

felten eine übergelückliche Familie. Nun stehen alle Zeichen auf Integration und Tamara kann über positive Dinge reden, worüber sie viel lieber spricht. Zunächst will die Mutter so schnell wie möglich Deutsch lernen, die jüngste Tochter hat es ja in einem halben Jahr fast perfekt gelernt. Dann will sie ihre medizinische Ausbildung nostrifizieren lassen. Amalia will nach der Mittelschule ein Gymnasium mit Kunstschwerpunkt besuchen, sie ist leidenschaftliche Tänzerin. Und Emily, die mithilfe eines Hörimplantats bereits besser hören kann, würde gerne Fotografin werden. All diese Wünsche können nun in Erfüllung gehen.





Sechzehn Menschen,
sechzehn Geschichten,
sechzehn Schicksale,
keine Statistiken.



Ich bin hier neu
geboren.



Ibrahim Assaf besucht den Deutschkurs von Caritas Asyl und Integration NÖ in Wiener Neustadt.

„Ich wurde hier
so gut behandelt,
das will ich eines
Tages auch
zurückgeben!“

Ich bin hier neu geboren.

Wussten sie, dass Hunde in Syrien eher Nutztiere als Haustiere sind? Wenn man sich in Syrien Haustiere hält, dann eher Singvögel. So oder so, für einen Tierarzt gibt es in Syrien genug zu tun. Oder genauer: gab es genug zu tun. Seit einem Jahr ist der 26-jährige Ibrahim Assaf in Österreich. Sein Vater war Tierarzt in Aleppo und konnte seinen beiden Söhnen ein gutes Leben ermöglichen, obwohl die Situation der Kurden in Syrien lange Zeit schwierig war. Das Tragen traditioneller kurdischer Trachten war etwa lange Zeit verboten in Syrien. Erst kurz vor dem Krieg kam es zu positiven Signalen seitens der Regierung. Trotzdem erzählt Ibrahim Assaf, dass er in seiner Heimat immer Angst hatte, wenn er ein Amt betrat. „In Syrien ist die Regierung nicht für die Menschen da. Hier ist das ganz anders.“ Ob das mit seiner Ethnie zu tun hat, weiß er nicht. „Ich kann nur für mich sprechen“, sagt er.

Ibrahims Bruder studierte im Ausland und er selbst hatte in Syrien ein Jahr lang Wirtschaft studiert. Doch dann kam der Krieg und sein altes Leben löste sich praktisch in nichts auf. „Ich habe gerne Fußball gespielt und neben dem Studium Computer repariert. Ich hatte stets viele Freunde, weil ich die Dinge immer von ihrer positiven Seite gesehen habe“, erzählt er. Doch nach eineinhalb Jahren Bürgerkrieg gab es für den jungen Mann keine Zukunftsperspektiven mehr in Syrien.

Als er in Österreich ankam und zum ersten Mal Polizisten sah, begann er regelrecht zu zittern. Doch dann merkte er, dass die Polizei bei uns keinen Unterschied macht: „Alle werden wie Menschen behandelt.“ Auch darum hat er Österreich und seine Menschen schnell ins Herz geschlossen. Nach wenigen Monaten erhielt er Asyl und seit einiger Zeit lebt er nun in Neunkirchen.

Sein wichtiges Ziel ist, Deutsch zu lernen und danach in Österreich zu studieren. Dafür besucht er eifrig den Caritas Deutschkurs in Wiener Neustadt. „Ich habe eine sehr gute Lehrerin hier“, schwärmt er. „Vielleicht werde ich sogar eine Österreicherin heiraten“, fügt er etwas verschmitzt hinzu. In seiner Freizeit fährt er gerne mit dem Fahrrad durch die Gegend und einmal war er schon mit seinen Caritas BetreuerInnen wandern. „Ich wurde hier so gut behandelt, das will ich eines Tages zurückgeben“, sagt er.

Mit seinen Eltern und seiner Familie hat er nach wie vor Kontakt, so wie junge Menschen das eben machen: via Skype, facebook und Telefon. „Aber Syrien ist mittlerweile wie eine andere Welt für mich. Hier bin ich neu geboren“, sagt er.

Think about the future.

„Die Italiener sind nicht so freundlich wie die Österreicher“, erzählt der 17-jährige Babucarr Sarr aus Gambia. „Wenn ich in einem Zug allein gesessen bin, hat sich nie jemand zu mir gesetzt. Und wenn ich mich zu jemandem gesetzt habe, ist er aufgestanden.“ In Österreich ist ihm so etwas nie passiert. Hier ist alles cool. Er hat Freunde gefunden, er geht zur Schule, er kümmert sich um seine Zukunft. Diese italienischen Erfahrungen, das muss man vielleicht dazu sagen, beruhen nur auf einer einzigen Zugfahrt, die ihn von Italien nach Österreich brachte. Das war am Ende seiner Flucht aus Gambia, über die er nur erzählen will, dass es eine sehr lange Odyssee war.

Von seiner Heimatstadt Bakau gelangte er mit dem Taxi in den benachbarten Senegal. Von dort aus schlug er sich auf eigene Faust durch, wie es scheint sogar mit ausgestrecktem Daumen auf der Landstraße. Von Senegal

nach Mali, weiter nach Burkina Faso, dann in den Niger und nach Libyen, wo er schließlich auf einem Boot nach Italien gelangte. Die ersten Worte, die er dann in Österreich hörte, lauteten: „Passport! Passport!“ Und seine Antwort darauf: „Nix Passport!“

Erst erklärten ihm die Beamten noch, er müsse zurück nach Italien, aber schließlich landete der damals 16-Jährige doch in Traiskirchen. Was in seiner Heimat geschehen ist, was mit seinem Vater, seiner Mutter ist, welches Schicksal ihn hierhergeführt hat, darüber will er lieber nichts erzählen. Nur so viel, dass er noch Freunde in Gambia hat, mit denen er Kontakt hält. Über Telefon? „Nein, facebook.“ Aber an die Vergangenheit will er nicht denken. Lieber an die Zukunft. „Ich denke immer über meine Zukunft nach. Auch mit meinen Freunden rede ich die ganze Zeit über nichts anderes“, erzählt er.

Seine Freunde sind vor allem die anderen Burschen in der Denigasse, einer Caritas Wohngemeinschaft für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge, und die Burschen, mit denen er den Deutschkurs besucht. Sobald er damit fertig ist, will er die Hauptschule besuchen und danach eine Lehre als Schweißer beginnen. „Damit habe ich ein bisschen Erfahrung, das habe ich in meiner Heimat auch schon mal gemacht. In einer Werkstatt von Freunden“, erklärt er und lächelt dabei ein wenig verlegen. Um gleich darauf wieder zuversichtlich und kämpferisch zu erklären: „Und dann möchte ich eine eigene Firma gründen.“ So weit ist er mit seinen Gedanken schon in der Zukunft.

Seine Flucht führte über den Senegal nach Mali, weiter nach Burkina Faso, in den Niger und nach Libyen, wo er schließlich auf einem Boot nach Italien gelangte.

Think
about the future!



*Babucarr Sarr lebt in der Denigasse,
einer Caritas Wohngemeinschaft für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge.*



*Mohammad Fardeen Sharify lebt im
Karwanhaus der Caritas.*

„Es ist alles so sauber hier. Und es ist so eine offene Gesellschaft mit so vielen verschiedenen Kulturen, die alle friedlich zusammen leben.“

Seine Frau sagte zu ihm: „Besser, du bist in Sicherheit, dann haben wir wenigstens Hoffnung.“

Ich wachse.

„Die deutsche Sprache ist schwer“, sagt der 30-jährige Mohammad Fardeen Sharify. „Wenn der Artikel nicht stimmt, ist gleich der ganze Satz falsch.“ Diese Schwierigkeit merkt man ihm kaum an, denn obwohl der afghanische Arzt erst seit viereinhalb Monaten in Österreich ist, spricht er erstaunlich gut Deutsch. Beim Interview wählt er allerdings Englisch, denn das beherrscht er perfekt. Nicht zuletzt auch deswegen, weil er unter anderem in Dubai studiert hat.

Bildung ist sehr wichtig in seinem Leben. Nach dem Abschluss des Studiums arbeitete er für eine afghanische Regierungsorganisation und war zugleich Assistenzprofessor an einer medizinischen Klinik in Kabul. Während der Woche hat er von acht Uhr morgens bis spät abends gearbeitet. Für seine Frau und seine drei Kinder hatte er praktisch nur am Wochenende

Zeit. Es war selbstverständlich für ihn, dass er sein Wissen und seine Fähigkeiten für seinen Beruf und für sein Land einsetzte. Doch Afghanistan ist leider ein instabiles Land, das sich von „weniger gebildeten Menschen“ terrorisieren lässt, wie er sagt. Seine Tätigkeit für die Regierung war einigen Menschen ein Dorn im Auge. Als er die erste Morddrohung erhielt, erzählte er seiner Frau davon. „Sie war es, die mich zur Flucht überredete. ‚Was tun wir, wenn sie dich töten‘, sagte sie zu mir. ‚Besser du bist in Sicherheit, dann haben wir wenigstens Hoffnung.‘“ Also entschloss er sich schweren Herzens zur Flucht.

Die ersten Tage in Österreich waren besonders schwer für ihn. „Ich war ein respektierter Mann in meinem Land, aber hier musste ich um Asyl betteln. Ich fühlte mich sehr klein, ich schämte mich.“ Trotzdem war er bald begeistert von Öster-

reich. „Es ist alles so sauber hier. Und es ist so eine offene Gesellschaft mit so vielen verschiedenen Kulturen, die alle friedlich zusammenleben.“ Mehr noch. „Alle folgen denselben Regeln, alle halten sich an die Gesetze. Ganz anders als in Afghanistan ...“

Mit seiner Situation als Asylwerber konnte er sich trotzdem nicht anfreunden. Er wohnt im Karwanhaus der Caritas und wartet auf seine Einvernahme am Bundesasylamt. Tatsächlich verbringt er die wenigste Zeit im Haus. Am Vormittag geht er zum Deutschkurs und die Nachmittage verbringt er im großen Lesesaal der AKH-Bibliothek, wo er in Ruhe Deutsch lernt und sich auch schon durch medizinische Fachbücher wühlt. („It's like digging through mountains“, sagt er.) Hier hat er bereits viele österreichische und ausländische StudentInnen kennen gelernt, die

in ihm nicht den Asylwerber, sondern einen engagierten und aufgeschlossenen Menschen sehen.

Mohammad Fardeen Sharify erzählt, dass er bereits viele Freunde hier hat und die Nostrifizierung seines Studiums plant – obwohl er erst ein paar Monaten in Österreich ist. „Ich fühle mich nicht fremd, eher so, als würde ich hier schon viele Jahre leben“, erzählt er. Seine Flucht aus Afghanistan hat ihn nur kurz aus der Bahn geworfen, jetzt hat er ein Ziel: Sein Leben hier zu meistern und auch in Österreich ein respektierter Arzt zu werden. Um dieses Ziel zu erreichen, streckt er seine Fühler aus, erweitert sein Wissen und seine Möglichkeiten. „Ich wachse“, erklärt er lachend.

Ich lebe, um zu leben.

„Tuğba ist ein supercleveres Mädchen“, schwärmt peppa-Betreuerin Lisa. „Sie ist total interessiert und aufgeschlossen, eigentlich eine Forscherin.“ Die 14-Jährige rutscht auf dem Stuhl hin und her, wackelt einmal mit dem Kopf und zuckt mit den Schultern. Was diese Erwachsenen immer so daherreden ...

Das ğ in Tuğba ist stumm. Ihr Name wird ausgesprochen wie die Tuba, das Musikinstrument, aber er bedeutet: „Wunschbaum im Himmel“. Tuğbas Eltern stammen aus der Türkei, aber geboren ist sie in Österreich. Die Heimat ihrer Eltern kennt sie nur als Urlaubsort, wenn die Familie an das von ihr so geliebte Meer fährt. „Ein Meer in Österreich, das wäre cool“, sagt sie. Wenn sie viel Geld hätte, würde sie reisen, in die Karibik, nach Hawaii oder nach Mexico-City.

Tuğba lebt gemeinsam mit ihrem Opa, ihrer Oma, der Tante und der Mutter in Wien. Die Mutter arbeitet in einem Supermarkt und kommt

„Lernen ist nicht so mein Ding,“ sagt sie und rutscht auf dem Stuhl hin und her. Aber ist die Schule nicht „eh urgut“? „Schon, aber nur weil das mein letztes Jahr ist.“

oft spät nach Hause. „Meine Tante ist 18 Jahre alt und total cool, sie kommt mir überhaupt nicht wie eine Tante vor“, schwärmt sie. „Sie benimmt sich eher wie 14!“ Und wie benimmt man sich wie 14? „Na eben unvernünftig!“

„Oma und Opa sind auch sehr lieb, aber immer zu Hause.“ Geschwister hat sie keine, aber zwei Cousins, die oft zu Besuch kommen und dann „muss“ sie mit ihnen spielen, was sie nicht gerne tut. Weil es manchmal „ein bisschen eng“ zu Hause ist, lernt sie lieber im peppa. Da ist zwar auch viel los, aber: „Das peppa ist ein guter Ort, um zu entspannen. Die Betreuerinnen sind nett und man kann gute Bücher dort lesen.“

Bücher zählen neben Kinofilmen zu ihren Hobbys, vor allem Fantasy und Vampirgeschichten liest sie gerne. Das letzte Buch war „Anna im blutroten Kleid“, eine Geistergeschichte. „Ich mag es, wenn es mich gruselt“, sagt Tuğba. Im peppa haben die Mädchen einmal einen kurzen Horrorfilm gedreht. „Aber das wurde eher Comedy“, erzählt sie lachend.

Tuğba geht in die Mittelschule in der Grundsteingasse. Die Schule ist „eh urgut“, es gibt viele Türken und Serben dort, auch eine Chinesin und seit neuestem einen Jungen aus New York. Die Noten passen auch. Am schwierigsten ist Mathematik, aber heuer hat sie auf die Schularbeit eine Drei geschrieben. Beruflich hat sie sich schon Gedanken gemacht. „Ich will eine Lehre als Apothekerin machen, aber weil nicht viele Stellen frei sind, bin ich mir jetzt unsicher.“ Warum so ein aufgewecktes Mädchen keine Matura machen will? „Lernen ist nicht so

„Meine Religion sagt zwar, dass man lebt, um am Ende ins Paradies zu kommen, aber ich finde, dass man lebt, um zu leben, denn man hat ja nur ein Leben.“

mein Ding,“ sagt sie und rutscht wieder ein wenig auf dem Stuhl hin und her. Aber ist die Schule nicht „eh urgut“? „Schon, aber nur weil es mein letztes Jahr ist.“

Außerdem ist sie ein wenig faul, wie sie gesteht. Am liebsten hat sie einfach nur Spaß. „Meine Religion sagt zwar, dass man lebt, um am Ende ins Paradies zu kommen, aber ich finde, dass man lebt, um zu leben, denn man hat ja nur ein Leben. Das kann man schnell verlieren.“ Damit hat Tuğba natürlich völlig Recht.

Ich habe um
zu leben.



*Tuğba besucht das Mädchencafé *peppa,
sie ist ... ja eigentlich nicht einmal Migrantin, sondern eben Österreicherin.*

Das ist Mein Schicksal



Aliou Jaiteh wird vom Caritas Bildungszentrum CarBiz bei seinen Integrationsbemühungen unterstützt.

Das ist mein Schicksal.

Die vier Monate in Tirol waren für Aliou Jaiteh die schlimmste Zeit in Österreich. Nach seiner Ankunft am 4. Juli 2004 war er zunächst drei Monate in Traiskirchen, dann wurde er im Rahmen der Grundversorgung in eine abgelegene Pension in ein Tiroler Dorf geschickt, wo außer ihm nur zwei weitere Afrikaner waren, mit denen er reden konnte. „Ich war mit dem Fahrrad unterwegs und kam bei ein paar Kindern vorbei. Eines der Mädchen begann zu weinen, als es mich sah. Das habe ich nicht verstanden.“ Wenn er im Ort in ein Wirtshaus ging, starrten ihn die Leute an und fragten: „Was machst du hier?“ Jaiteh versuchte zu erklären, dass er seine Heimat Gambia nicht freiwillig verlassen hatte, dass es sein Schicksal ist, hier zu sein.

In Gambia hatte er für die Flughafensicherheit gearbeitet, doch sein Bruder war für den Geheimdienst tätig. Als Putschgerüchte die Runde machten, reagierte der Präsident rücksichtslos. Aliou erfuhr, dass sein Bruder in Haft war, und fürchtete das Schlimmste. Sippen-

Wenn er im Ort in ein Wirtshaus ging, starrten ihn die Leute an und fragten: „Was machst du hier?“

haftung ist in vielen afrikanischen Ländern ein ungeschriebenes Gesetz. Er floh in den Senegal, dann nach Marokko, auf einem Boot gelangte er nach Italien und schließlich nach Österreich. Nach langen Jahren der Ungewissheit wurde ihm ein negativer Asylbescheid ausgestellt, doch der Verwaltungsgerichtshof beanstandete einen Verfahrensfehler. Die Folge: Aliou Jaiteh wartet noch immer auf die Entscheidung in seinem Asylverfahren. Vier Jahre und vier Monate sind seit der letzten Einvernahme verstrichen, insgesamt ist er mehr als elf Jahre hier.

Elf Jahre, in denen seine Zukunft ungewiss blieb, in denen er nicht wusste, ob er überhaupt bleiben kann. Doch der Gambianer hat schon lange beschlossen, sein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen. Erst verließ er die

Grundversorgung in Tirol, auch wenn das bedeutete, dass er für sich selbst sorgen musste. Eine Zeitlang schlief er bei Freunden, die er hier kennen gelernt hatte, dann fand er im Flüchtlingsprojekt von Ute Bock Unterkunft. „Eine ganz besondere Frau“, schwärmt er. „Sie hat mir so viel geholfen.“ Mit ihrer Hilfe gelang es ihm auch, einen Vorstudienlehrgang zu absolvieren. Seit 2010 studiert er Politikwissenschaft an der Universität Wien.

Die bitteren Erfahrungen der ersten Monate sind fast vergessen. Mittlerweile hat er viele tolle Erfahrungen in Österreich gesammelt. Schnell gerät er ins Schwärmen. „Es ist viel besser hier als in Afrika“, sagt er. Die Freundin einer Universitätsprofessorin, eine Frau, die er nie getroffen hat, schenkte ihm eine Jahreskarte. Nur weil die Professorin ihr erzählte, er wäre ein guter Student, der ein wenig Unterstützung brauche. Und eine ältere Dame, mit der er sich nach einer zufälligen Begegnung angefreundet hatte, gab ihm Geld für einen

Ein negativer Asylbescheid würde ihn verbannen in ein Land, das er vor über elf Jahren verlassen hat.

Laptop. Zu seinen Freunden zählt auch ein junger Mann aus dem Burgenland, dem Jaiteh einst ein verlorengesandenes Handy gab. Das Burgenland ist ihm seither wesentlich sympathischer als Tirol.

Das klingt doch alles recht gut, oder? Wäre da nicht der Umstand, dass Aliou Jaiteh jederzeit einen negativen Asylbescheid erhalten könnte, der ihn verbannen würde in ein Land, das er seit elf Jahren nicht mehr besucht hat, wo ihm immer noch Gefahr droht und wo fast alle seiner Wurzeln verschüttet sind. Dieser Bescheid würde die Jahre in Österreich zu fast völlig vergeblichen Mühen machen.

„Ich bin vierfacher Opa“, so Piotr Tarverdov. Seine Enkelkinder hat er noch nie gesehen, auch seine Frau hat er seit der Flucht nicht mehr getroffen.

„Ich bin müde“, sagt er. „Ich will nur eine kleine Gemeindefwohnung und normal leben.“

Ich will normal leben.

Der 52-jährige Piotr Tarverdov stammt aus Armenien. Als Oberleutnant ist er für sein Land in den Krieg mit Aserbeidschan gezogen. 1994 endete dieser Krieg mit einer Waffenruhe, die diesen Namen kaum verdient. Bis heute kommt es zu Unruhen in dem von der OSZE kontrollierten Grenzgebiet. Mit Schuld daran ist auch die politische Instabilität des von Korruption und politischer Willkür gezeichneten Landes.

2002 musste Piotr Tarverdov das Land verlassen, seine Frau und die beiden Söhne blieben zurück. Sie schafften es später, sich nach Russland in Sicherheit zu bringen, doch für eine Flucht in den Westen fehlte das Geld. Mittlerweile scheint man sich dennoch ganz gut zurechtgefunden zu haben. Die beiden 1986 und 1989 geborenen

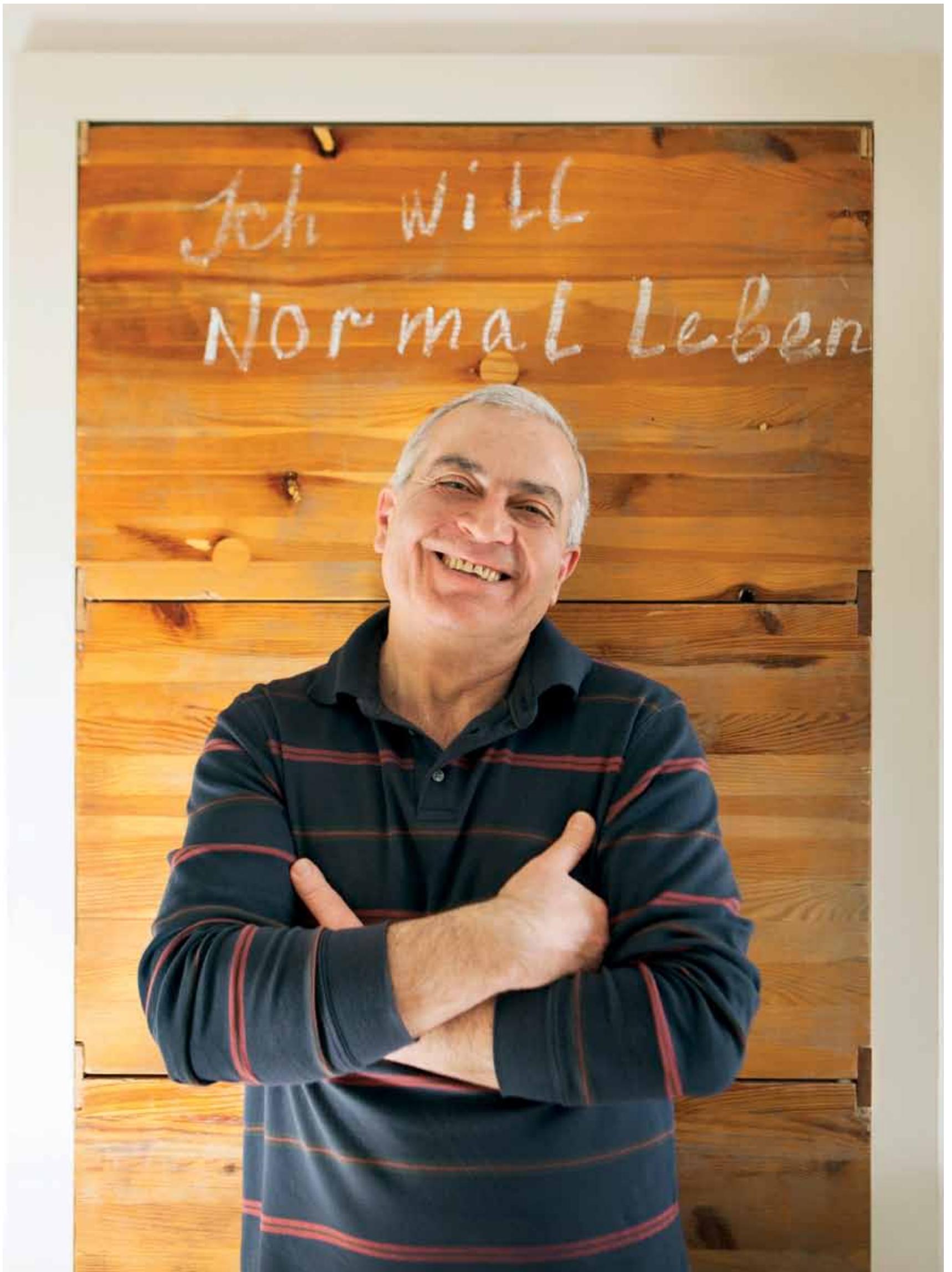
Söhne haben geheiratet und jeweils zwei Enkelkinder bekommen. „Ich bin vierfacher Opa“, erzählt Piotr Tarverdov mit einem traurigen Lächeln. Denn seine Enkelkinder hat er noch nie gesehen, auch seine Frau hat er seit der Flucht nicht mehr getroffen. Hin und wieder telefoniert er mit ihr, das ist alles.

In den letzten 12 Jahren ist er von einer Flüchtlingsunterkunft in die nächste gezogen. „Ich war im Otto Wagner Spital beim Roten Kreuz, in der Schlagergasse, in der Gänsbacherstraße, in der Bernardgasse“, erzählt er. Alle diese Häuser wurden geschlossen, nur er zog immer weiter, stets in der Hoffnung, dass sich seine Lage bald bessern würde. Immerhin hat er 2011 eine Aufenthaltsberechtigung erhalten, die es ihm ermöglicht, in Österreich zu arbeiten.

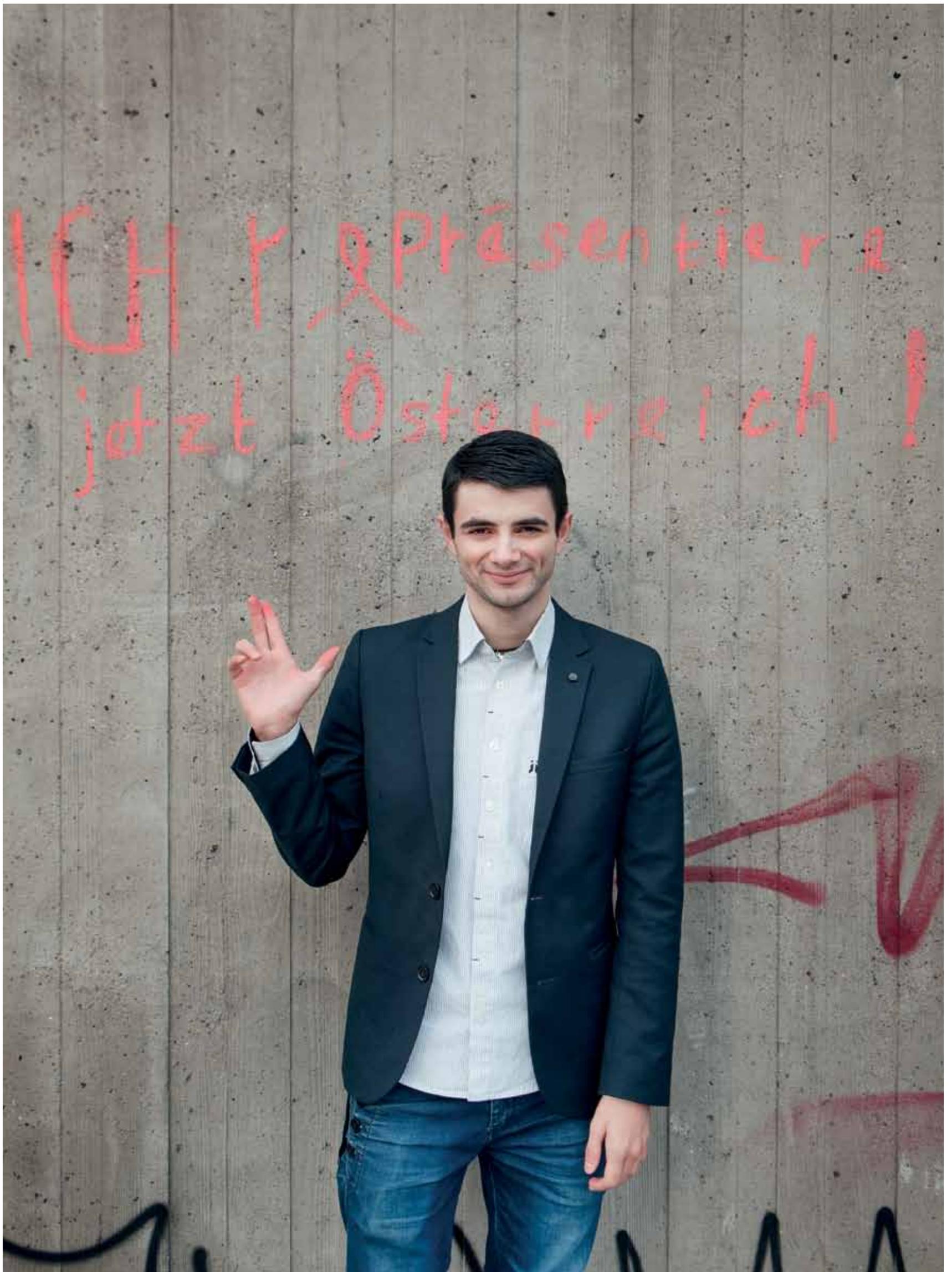
Das tut er seither auch, doch es ist schwierig, als Asylwerber – noch dazu in seinem Alter – eine reguläre Arbeit zu finden. Er hat im Carla, dem Caritas Spendenlager, als Maler gearbeitet, und derzeit ist er im Caritas Shop „markt_platz“ am Yppenplatz angestellt. Der Mann, der einst Soldaten befehligte, repariert nun Handtaschen, schleppt Möbel, malt Zimmer aus. „Aber das ist egal, ich liebe die Arbeit“, sagt er. Nicht zuletzt auch, weil jede Tätigkeit besser ist, als den ganzen Tag trüben Gedanken nachzuhängen. „Wenn ich zu lange über meine Situation nachdenke, wird das zur Katastrophe“, verrät er.

Um sich abzulenken, geht er gerne spazieren, raucht ein bisschen zu viel („Die Zigarette ist ein guter Freund.“) oder trifft sich mit Freunden. Meist am Sonntag, wenn er

die armenische Kirche besucht. Dort hat man ihm auch hin und wieder mit kleinen Jobs geholfen, aber nie, weil er darum gebeten hat. Das will er nicht – was allzu verständlich ist. In seiner Heimat war er ein respektabler Mann, der nie um etwas bitten musste. Hier in Österreich ist er seit Jahren dazu bestimmt, wie ein Fisch im Trockenen zu zappeln. „Ich bin müde“, sagt er. „Ich will nur eine kleine Gemeindefwohnung und normal leben.“ Hoffen wir, dass dieser Wunsch in Erfüllung geht.



Piotr Tarverdov wohnt im Caritas Flüchtlingshaus Daria und arbeitet im Caritas Shop „markt_platz“.



Serji Solomoniani wurde von Caritas Asyl und Integration NÖ betreut und lebt heute privat mit seiner Mutter in Wien.

Obwohl noch Asylwerber, bewarb er sich bei vielen Firmen, etwa am Flughafen Wien Schwechat. Schließlich spricht er Russisch, Georgisch, Englisch und Deutsch.

Nebenbei ist er Generalsekretär eines Kulturvereins für georgische StudentInnen, und zweifacher österreichischer Staatsmeister in Vollkontakt-Karate.

Ich repräsentiere jetzt Österreich.

Karate ist – wie jede Kampfsportart – zugleich eine Lebenseinstellung. Es geht es nicht nur darum, zu gewinnen oder im Ring das Beste zu geben, sondern das Leben insgesamt als Herausforderung zu betrachten. So ist es vielleicht am besten zu verstehen, warum der 23-jährige Georgier Serji Solomoniани, der seit 2011 in Österreich lebt, nicht nur nahezu perfekt Deutsch spricht, sondern bereits einen hochqualifizierten Job als Assistent eines Vermögensberaters hat. Nebenbei ist er Generalsekretär eines Kulturvereins für georgische StudentInnen, und ja, auch zweifacher österreichischer Staatsmeister in Vollkontakt-Karate. In dieser letzten Funktion fährt er seit Anfang des Jahres für Österreich zu Europameisterschaften und kämpft erfolgreich um Medaillen.

Karate lernen wollte Serji zum ersten Mal mit sieben Jahren. Damals interessierte ihn auch Schwimmen,

Tanzen oder Boxen, aber mit zehn Jahren wurde es ihm wirklich ernst damit. Die Selbstdisziplin, die er daraus lernte, übertrug sich auf sein ganzes Leben. Für den Abschluss seines Software-Engineering-Studiums in Tiflis fehlte ihm nur die Diplomarbeit – und das noch vor seinem 20. Lebensjahr! Dann musste Serji mit seiner Mutter nach Österreich fliehen. Praktisch am selben Tag begann er Deutsch zu lernen, um keine Zeit zu verlieren. Bald fand er einen Karateverein in Wien und über Umwegen auch einen Trainer, Marek Kubek, selbst zweifacher Vize-Europameister, der Serjis Fähigkeiten erkannte und förderte.

Doch vorerst konnte der junge Georgier nur einmal pro Woche trainieren – selbst das war ein Luxus. „In der Grundversorgung bekamen wir nur 40 Euro Taschengeld im Monat, doch die Fahrt nach Wien kostete alleine 20 Euro“,

erzählt er. Zudem brauchte er dafür drei Stunden, denn Serji wurde mit seiner Mutter in einer Flüchtlingsunterkunft in Natschbach, im südlichen Niederösterreich, untergebracht. Wenn er um halb drei Uhr nachmittags zu den eineinhalb Trainingsstunden aufbrach, kam er erst nach Mitternacht zurück.

Seine Motivation blieb dennoch ungebrochen. Obwohl noch Asylwerber, bewarb er sich bei vielen Firmen, unter anderem bei der Dokumentenkontrolle am Flughafen Wien Schwechat, schließlich spricht er Russisch, Georgisch, Englisch und Deutsch. Einmal hatte man ihm sogar schon einen Dienstvertrag zur Unterzeichnung vorgelegt, aber als er sagte, dass er Asylwerber sei und die Firma erst eine Arbeitsgenehmigung für ihn beantragen müsse, blieb es bei leeren Versprechungen. Schließlich fand er eine Firma, deren Geschäftsführerin ihn für ein unbe-

zahltes Praktikum anstellte. Mit der Option, dass man ihn, sobald er arbeiten dürfe, auch anstellen würde. Und so geschah es auch.

Angesichts dieses vorbildlichen Werdegangs gewährte ihm der österreichische Staat ein humanitäres Bleiberecht – allerdings unter der Bedingung, dass er seinen Asylantrag zurückzog. Seither geht es mit seiner Karriere weiter bergauf. „Je höher die Fähigkeiten im Karate sind, desto größer die Verantwortung, die damit einhergeht“, erklärt er. Diese Verantwortung spürt er nicht nur, wenn er für Österreich auf die Matte steigt, er spürt sie immerzu, denn: „Ich repräsentiere jetzt Österreich!“ Und Österreich ist durch Serji bestens repräsentiert, darf man hinzufügen.

Mensch ist Mensch.

Wenn die zwei 18-jährigen Mädchen erzählen, ist es, als würde sich ein zweistimmiger Wasserfall über die Zuhörerinnen ergießen.

Nur fünf Minuten trennen Monika und Manuella voneinander. Nur fünf Minuten kam der eine Zwilling vor dem anderen auf die Welt. Dieses Wettrennen bestimmt auch ihr Leben. Ein bisschen zumindest. Wenn die zwei 18-jährigen Mädchen erzählen, ist es, als würde sich ein zweistimmiger Wasserfall über die Zuhörerinnen ergießen. Macht Manuella für eine Sekunde Pause, springt sofort Monika ein – und umgekehrt. Ob sie manchmal denselben Gedanken, dasselbe Gefühl zur selben Zeit haben? „Ja, ganz oft! Letztens war ich Babysitten und hatte kurz Zeit, um auf facebook zu schauen. Ich wollte wissen, wie es Manuella grad geht. Da hat sie im selben Moment auch geschrieben“, erzählt Monika.

Ursprünglich stammen die zwei lebensfrohen Mädchen aus dem Kosovo, aus der Ortschaft Gjakova. Während der Kosovokrise im Jahr 1998 schnappte die Mutter ihre zwei kleinen Töchter und fuhr mit dem Bus nach Österreich zu ihrem Vater, der in Wien Arbeit

hatte. Doch das Eheglück währte nicht lange. Ihren Vater kennen die beiden Mädchen nur flüchtig. Die Mutter musste die Kinder alleine großziehen, ebenso ihren vier Jahre jüngeren Bruder, der sich von den beiden großen Schwestern nicht viel sagen lässt. „Er führt sich wie der Mann im Haus auf“, erzählen sie. Er versucht, ihnen sogar vorzuschreiben, wie sie sich anziehen und als Frauen benehmen sollen. „In unserer Kultur ist das so“, sagt Monika. „Unser Bruder wird von der Mutter vergöttert, er darf alles.“

Trotzdem wirken Monika und Manuella nicht so, als würden sie sich viel vorschreiben lassen. Beide machen gerade die Matura, auch wenn die Schule nicht wirklich ihr Ding ist. „Ich hasse Mathematik“,

sagt Manuella augenrollend. Sie will Apothekerin werden, Monika Modedesignerin. Oder war es umgekehrt? So zielstrebig, wie das jetzt klingt, sind die zwei Schwestern aber dann doch nicht. „Ich habe mich schon bei einer Bank vorgestellt“, erzählt Monika. Doch sie entschloss sich, weiter in die Schule zu gehen. Und ihre Schwester ebenso. „Arbeiten muss man sowieso sein ganzes Leben“, sagt sie. „Also ist es besser, etwas aus sich zu machen.“

Lange Jahre wohnte die Familie in einer sehr kleinen Wohnung mit winziger Küche. So eng wollen es Manuella und Monika in ihrem eigenen Leben nicht haben. Sie wollen das Leben genießen, ihren

„Arbeiten muss man sowieso sein ganzes Leben“, sagt Manuella. „Also ist es besser, etwas aus sich zu machen.“

Spaß haben. Momentan unternehmen sie am liebsten gemeinsam etwas. „Unsere Freunde fragen oft, ob es uns nicht auch einzeln gibt“, erzählt Monika lachend. Derzeit jedenfalls noch nicht. Irgendwann wird sich das natürlich ändern, spätestens mit dem ersten Freund. Bloß, welcher Mann könnte das sein, der ihre Unzertrennlichkeit lockert? Darüber haben sich beide noch nicht den Kopf zerbrochen. Gefallen muss er ihnen jedenfalls, denn: „Mensch ist Mensch, das lässt sich nicht ändern.“

Mensch ist Mensch



*Monika und Manuella besuchen das Caritas Mädchencafé *peppa.*

Zeigen Sie Farbe!

Ist es wirklich ein „Flüchtlingsstrom“, wenn AsylwerberInnen 0,4% der österreichischen Bevölkerung ausmachen?

Warum erhält ein verschwindend geringer Bevölkerungsanteil so viel mediale Aufmerksamkeit?

Warum werden Asylsuchende für die Dauer ihrer Verfahren zur Untätigkeit gezwungen?

Information

Wer heutzutage die mediale Berichterstattung zum Thema Asyl & Integration verfolgt, gewinnt oft den Eindruck, dass Österreich von Flüchtlingen überrannt wird, dass der österreichische Staat diese Aufgabe nicht mehr bewältigen kann oder die meisten „Ausländer“ kriminell sind“.

Viele Menschen wenden sich an die Caritas und fragen: „Wie ist die Situation denn *wirklich*?“ Andere wollen mithelfen und sagen: „Was kann *ich selber* tun?“

Unser erster Vorschlag ist: Lassen Sie sich nicht von Schreckensmeldungen und Statistiken blenden oder verunsichern, sondern informieren Sie sich und bleiben Sie im Gespräch. Es gibt – wie fast überall – verschiedene Sichtweisen. Ein Beispiel: Wenn man hört, dass 28.000 Menschen in Österreich um Asyl angesucht haben, klingt das zunächst nach sehr viel, nach einer Zahl, mit der sich leicht Schreckensszenarien herauf-

beschwören lassen. Doch diese 28.000 Menschen machen nur 0,4 Prozent der österreichischen Gesamtbevölkerung aus. Es würde es über 200 Jahre dauern, bis die Österreichische Bevölkerung ausschließlich aus AsylwerberInnen besteht.

Ähnliches gilt auf europäischer Ebene: Wenn Sie hören, dass Europa 1,1 Millionen Flüchtlinge beherbergt, dann denken Sie daran, dass der Libanon ebenso viele Flüchtlinge aus Syrien aufnimmt – und der Libanon ist etwas kleiner als Tirol.

Damit sind wir jedoch mitten in einer Diskussion, in der es nur um Zahlen und Statistiken geht. Unser zweiter Vorschlag lautet, sich stets vor Augen zu halten, dass es immer um Menschen und deren Würde geht, und nicht um Zahlen und Kontingente.

Wenn wir etwa von MigrantInnen sprechen, so ist zu bedenken, dass es aus

volkswirtschaftlicher Sicht erwiesen ist, dass Österreich Zuwanderung dringend benötigt. Überdies wird die Zuwanderung von staatlicher Seite mittels Quoten und nach Nützlichkeitskriterien geregelt. Aber soll unser Umgang mit MigrantInnen von der Frage dominiert werden, wie nützlich ein Mensch ist?

Wenn wir wiederum von Flüchtlingen sprechen, so ist zu berücksichtigen, dass der Schutz vor Verfolgung ein Menschenrecht ist, das nicht von einer Quote abhängig gemacht werden darf.

Unser dritter Vorschlag ist darum, mit den in den bunten Kreisen formulierten Fragen im Gespräch zu bleiben – mit Ihrer Familie, mit Freunden, mit Menschen in Ihrer Umgebung – und so damit beizutragen, dass wir Flüchtlingen und MigrantInnen in Österreich nicht mit Gleichgültigkeit und Ablehnung, sondern mit Menschlichkeit begegnen.

Impressum

Copyright, für den Inhalt verantwortlich: Caritas der Erzdiözese Wien; Redaktion: Kurt Riha; Grundlagenarbeit: David Himler; Fotos: Reiner Riedler; Druck: REMA Print; Erscheinungsort: Wien, Juni 2015

Warum finden rund 90% aller Flüchtlinge weltweit in „Entwicklungsländern“ und nicht im reichen Europa Zuflucht?

Soll Österreich Flüchtlingen ihr Menschenrecht auf Schutz vor Verfolgung verweigern?

Warum wird so oft kein Unterschied zwischen MigrantInnen, Flüchtlingen und Kriminellen gemacht?

Was kostet mehr? Die Unterbringung & Betreuung Asylsuchender oder die Managerboni maroder Banken?

Zivilcourage

Manchmal genügt es nicht, mit Freunden oder Bekannten zu reden, manchmal ist Zivilcourage gefragt. Etwa wenn Sie Zeuge von Diskriminierung im öffentlichen Raum oder gegenüber Betroffenen werden. Die wichtigste Anlaufstelle dafür ist der Antirassismus-Verein ZARA, der auf seiner Webseite auch wichtige Tipps für gelebte Zivilcourage gibt.

www.zara.or.at

Eine etwas stillere Form von Zivilcourage besteht darin, die persönliche Bekanntschaft von Flüchtlingen und MigrantInnen zu suchen. Es gibt kein besseres Mittel, um etwaige „Fremdenängste“ abzubauen, zumal es stets eine Bereicherung ist, andere Menschen kennen zu lernen. Eine gute Gelegenheit dazu bietet ein Freiwilliges Engagement.

Freiwilliges Engagement

Wir suchen freiwillige HelferInnen, die sich im Flüchtlingsbereich engagieren wollen. Viele Jugendliche in den WGs für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge wünschen sich Menschen, die mit ihnen für die Schule oder den Deutschkurs lernen oder gemeinsam etwas in der Freizeit unternehmen.

Freiwillige für Deutschkonversation oder Hilfe bei der Kinderbetreuung sind auch in einem Wohnhaus für Erwachsene und Familien gefragt.

Wir suchen weiters einen Pool an Freiwilligen, die uns bei konkreten Aktionen oder bei der Sortierung von Sachspenden etc. unterstützt.

Mehr Informationen zu den dringend gesuchten freiwilligen Einsatzmöglichkeiten finden Sie unter freiwillige.caritas-wien.at

Spenden

In unseren Notquartieren bieten wir Flüchtlingen Schlafplätze und Betreuung. Dank der großartigen Hilfsbereitschaft der ÖsterreicherInnen und vieler Freiwilliger sind die Kosten zum Glück gering.

Ab einer Spende von 21 Euro an die Caritas schenken Sie eine Übernachtung für einen Flüchtling. Derzeit fehlen noch Matratzen und Bettwäsche. Ab einer Spende von 50 Euro schenken Sie eine Matratze für ein Flüchtlingsnotquartier, ab 30 Euro eine Bettdecke, ab 15 Euro ein Kopfkissen.

Erste Bank
BIC GIBAATWWXXX
IBAN AT47 2011 1890 8900 0000
Verwendungszweck: Flüchtlingshilfe

Think
about the future!

